

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 15.

Posen, den 19. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keltstr. 8.

Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

2. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Von einem plötzlichen Glück überwältigt, das ihre Augen aufleuchten ließ, flog Vester dem Freund um den Hals und küßte ihn auf den Mund. „Dank, Ferdinand, Dank, das werde ich Ihnen niemals vergessen!“

Als Brée das Haus verließ, stürzte sich Karl, der Chauffeur, ans Steuer. Brée winkte ab. „Nicht nötig, Karl! Ich gehe zu Fuß!“

Karl blickte seinem Herrn verwundert nach.

„Herr Bransen ist nicht zu Hause,“ sagte ein alter Mann und schüttelte vergrämt den Kopf. Es fiel ihm schwer, dem Herrn im Frackmantel in die Augen zu sehen.

„Und wissen Sie vielleicht, wo er jetzt ist?“

„Wie könnte ich das wissen, Herr?“ entgegnete der alte Mann mit seiner tonlosen, milden Stimme. „Es tut mir leid, ich kann es Ihnen nicht sagen, kann Ihnen keine Auskunft geben —“

„Kennen Sie nicht das Caféhaus, in dem er verkehrt?“

Wieder schüttelte der Alte den Kopf. „Herr Bransen verkehrt in keinem Caféhaus. Das ist noch niemals vorgekommen, soweit ich mich entsinne.“

Brée sagte etwas ungeduldig: „Vielleicht ist er bei seinen Freunden. Irgendwo muß er doch sein. Wissen Sie, mit welchen Leuten er verkehrt?“

Der alte Mann sah zu Boden, irgend etwas schien ihn zu bedrücken. „Er verkehrt mit keinen Leuten, Herr. Der Herr Bransen hat keine Freunde.“

Brée zuckte unschlüssig die Achseln. „Ich danke Ihnen.“ Als er die Treppe hinunterstieg, fiel ihm ein Stein vom Herzen. Der Student war ganz einfach nicht zu finden! Vester konnte nicht verlangen, daß er mit Polizeihunden auf die Suche ging. Er hatte sein möglichstes getan und Herrn Bransen nicht gefunden. Vielleicht war das ein Wink des Schicksals? Baron Brées abenteuerlicher Gott, an den er glaubte, hatte Bransen versteckt und gab ihm den Weg zum Vido frei!

Hinter ihm schlürften Schritte. „Herr!“

Brée sah sich um. Der Alte war ihm nachgekommen und humpelte mit seinen gichtigen Beinen an ihn heran. Seine Augen waren groß und weit vor Furcht. Er war so erregt, daß er nach dem Arm des Barons griff, um sich anzuhalten. Seine Stimme zitterte. „Gott fleh' mir bei!“ jammerte er. „Es ist Unrecht, daß ich's Ihnen sage, denn ich darf es nicht, — Herr Bransen ist in seinem Zimmer!“

Brée sah überrascht auf.

Der Alte fuhr fort: „Seit vorgestern ist er dort und rührt sich nicht vom Fleck, seit vorgestern sitzt er auf einem und demselben Stuhl und brüht vor sich hin. Ich darf's Ihnen nicht sagen, Herr, doch — Gott helfe

mir! — es muß ihm etwas geschehen sein, etwas, wovon ich mir keinen Begriff machen kann!“

Brée fragte verwundert: „Seit vorgestern?“ Was war das für ein Mensch, den Vester liebte?“

„Ja, Herr,“ entgegnete der alte Mann schein. „Vorgestern war es, als er hier hereinstürzte, als wäre der Teufel hinter ihm her. Ich bleibe jetzt längere Zeit in meinem Zimmer,“ sagte er, „und will nicht gestört werden, von niemand. Das waren die letzten Worte, die er sagte. Um die Essenszeit habe ich an seine Tür geklopft, aber er hat nicht geantwortet. So verging der erste Tag. Gestern klopfte ich nun wieder, und er rührte sich nicht. Da öffnete ich die Tür und ging zu ihm hin. Er brummte, als er mich bemerkte. Doch durch den Spalt der Tür sah ich, wie er das Kotelett, das ich ihm gebracht hatte, gierig verschlang. So ging es auch heute. Ich wagte nicht, mit ihm zu sprechen, sondern schlich mich nur hinein und schlich mich wieder hinaus. In den Nächten habe ich vor seiner Tür gesessen und gedacht: Der Herr muß doch nun aufstehen und schlafen gehen, aber er hat auf seinem Stuhl geschlafen, wenn er überhaupt geschlafen hat.“ Der alte Mann hielt inne und schluckte. „Es ist zu traurig,“ fügte er hinzu. „Ich durfte es ja niemand sagen, daß Herr Bransen in seinem Zimmer ist, und nun hab' ich's Ihnen doch gesagt, denn ich weiß nicht mehr, was ich tun soll.“

Baron Brée überlegte. Es war das beste, zu Vester zurückzukehren und sie über das Geschehene aufzuklären; denn er hatte kein Recht, sich in die Angelegenheiten eines Fremden zu mischen. Aber der Alte flehte und bettelte, mit hinaufzukommen, und Brée gab nach, selbst plötzlich von einem unerklärlichen Angstgefühl ergriffen.

Mit dem Alten stand er vor der Tür und klopfte. Keine Antwort. Brée klopfte mehrere Male, dann pochte er mit der Faust gegen die Tür, aber der Mann da drinnen mußte taub sein. Es rührte sich nichts. Der alte Mann zitterte am ganzen Körper, und aus seinen Augen liefen ununterbrochen Tränen. Da öffnete Brée und trat ein.

Im ersten Augenblick stand er entsetzt und fassungslos da, er glaubte ersticken zu müssen, und seine Augen füllten sich einen Augenblick mit Wasser. Der schwarze Raum dampfte und rauchte, als wenn es in allen Ecken brannte; dichte Rauchschwaden hingen unter der Decke und ballten sich von einer Wand zur andern. Inmitten des schweren, schwarzen Qualms schimmerte ein Licht, dessen matter Schein in der bleiernen Atmosphäre erstickte. Nah bei diesem Licht glänzte ein gewaltiger, nackter, gespensterhaft blickender Schädel aus dem Dunkel. Dieser Schädel schien keine Augen, sondern nur Augenhöhlen zu haben, die unbeweglich, leblos auf einen Gegenstand starrten. Es war Brée nicht wohl, wie er mit unsicheren Schritten auf diesen gewaltigen, furchtbar entstellten Schädel zuing. Brée stand vor einem Tisch und atmete kaum. War dies der Mann, den er suchte, oder war es ein Toter?

Brée klopfte mit der Faust auf die Tischplatte, daß die Papiere flogen und ein paar Flaschen und Gläser klirrten, der Schädel aber bewegte sich nicht. Brée stieß

einen Ruf aus: „Hallo!“ — so laut, als wenn der Mann ein paar hundert Meter von ihm entfernt wäre, doch er antwortete nicht. Brée ging zum Fenster und riß es auf, und auch der Lustzug und das Geräusch der Straße riefen kein Leben in dem Mann hervor. Brée verharrte unschlüssig und bestürzt, während die Rauchschwaden durch das Fenster zogen und das Licht, befreit, immer mehr answoll. Wie durch ein Wunder wurde es heller und heller in dem trostlosen Zimmer.

Da erkannte Brée seinen Irrtum. Dies war nicht Bransen. Er stand vor einem Skelett und sah einem Totenkopf in die leeren Augenhöhlen. Brée lachte befreit und etwas albern auf; war er denn beherzt, daß er ein Gerippe für einen Menschen nahm!?

Wie mit dem Qualm die Dunkelheit wich, fand er Bransen an der anderen Seite des sehr langen und breiten Tisches, dem Skelett gegenüber. Das Skelett und er sahen mit wahrer Tollheit und Beseßtheit auf die Tischplatte herab. Sie glichen zwei Spielern in ihrem erstarrten Zustand und in der vollständigen Geistesabwesenheit, mit demselben Ausdruck der höchst gesteigerten Denktätigkeit auf den Stirnen, mit den gleichen eingefallenen, lahmen Schläfen, ja, die beiden waren wie zwei Brüder in ihrer sonderbaren, schweigenden Eintracht. Doch Bransen war nicht tot, obwohl es den Anschein hatte, sein Atem drang schwer und ungestüm aus der Brust.

Und Brée sah, mit was für einem Spiel sich Bransen beschäftigte. Vor ihm auf der Tischplatte stand eine gläserne Schale, die bis zum Rand mit einer Flüssigkeit gefüllt war. Hierin schwamm ein faustgroßer Klumpen Fleisch, der die Form eines Herzens hatte, und — Brée erschaute — es war wirklich ein Herz. Der Geistesabwesende hob das Herz hinaus und hielt es zwischen zwei Fingern, irgend etwas befriedigte ihn nicht. Ueber seinem breiten Gesicht lag Enttäuschung. Er legte eine Brille um die Augen und untersuchte mit spizen Instrumenten die Anfangsteile der Adern. Er begann, Salze und Pulver in die Flüssigkeit zu streuen, mischte in eine Retorte schwerflüssige, rote Oele und Salze, und nun leitete er dieses rote Del durch das Herz. Da geschah etwas, was Brée unverständlich war —: das Herz zuckte und wand sich wie ein lebendes Tier, saugte sich voll und pumpte die rote Flüssigkeit wieder aus: das Herz schlug!

Gleichzeitig aber stürzte der Mann mit einer wilden und triumphierenden Bewegung auf und breitete seine Arme wie zu einer übermenschlichen Umarmung aus. Sein breiter Kopf, von dem die Haare wirr abstanden, wurde puterrot, und seine Augen drehten sich in fieberhafter Erregung, ja, für Sekunden leuchtete nur die weiße Hornhaut aus den Augenhöhlen. „Ich hab's, ich hab's!“ rief, schrie, brüllte er und tobte durch das Zimmer in einem Taumel ohnegleichen. Die erste Stufe, er hatte sie erreicht.

Brées Atem stockte, er konnte sich keine Vorstellung von dem machen, was hier vorging. War der Mann nicht bei Sinnen? Was haben Sie?“ fragte er gegen den Lobenden hin.

„Die Eiweiß- und Glykogenverbindung, sie ist da!“ brüllte der Mann zurück und weinte, heulte, schluchzte. „Sie ist da, und ich habe sie gefunden!“ Erst jetzt nahmen seine Augen das Bild des Fremden auf, und er verstand: ein Mensch, ein Abgeordneter der Welt ist da! Jubelnd sprang er zu ihm und riß ihn in seine Arme. Bransen umarmte die ganze Welt, wie er diesen Fremden an sich drückte.

Plötzlich, schwer atmend, nach Luft ringend, machte er sich frei. Sein erhitztes Gesicht wurde unvermittelt blaß, und sein Blick schmolz zusammen. Die Ekstase verflüchtete. Die Reaktion trat ein. Vollständig gebrochen wankte er zu seinem Stuhl und fiel. Ein Mann sah da, übermüdet, vergiftet, ausgehungert, ohne Augen und ohne Blick. Er fiel so plötzlich, wie eine Eiche vom

Blick geschleudert wird. Sein arbeitendes Gehirn, das ihn drei Tage lang wach gehalten hatte, klappte zusammen; es hatte keinen Stoff, keine Gedanken, kein Ziel mehr: die Eiweiß- und Glykogenverbindung war gefunden. Gleichzeitig vernichteten die Wirkungen von Müdigkeit, Alkohol und Nikotin (die Aschebecher standen bis zum Bersten voll und rauchten) seinen Körper; aus dem starken, breitschultrigen Manne war plötzlich ein Greis geworden.

Brée hatte dieses seltsame Schauspiel wie ein Traumerlebnis angesehen und konnte sich nicht entschließen, es für Wirklichkeit zu nehmen. Aus der von zitternder Musik, von Parfümen, blendenden Lichtfluten, dem Glitzern von Edelsteinen erfüllten Treibhausatmosphäre in diese weltferne Gelehrtenstube versetzt, fiel es ihm schwer, die Augen offen zu halten. Er konnte oder wollte nicht begreifen, daß so ein Mensch, der sich drei Tage lang mit einem höchst gleichgültigen Herz abmühte, sein Gegner war. Was hatten nur Nesters helle klare Augen an ihm gefunden? Dies war kein Frauenmensch! Sein großer Kopf mit der etwas breiten Nase und den unruhigen, forschenden Augen, die zusammengekniffenen Lippen, das ungepflegte dunkle Haar, die schweißbedeckte Stirn, die großen und behaarten Hände, sein starker, aber ungestrafter Körper und die Kleidung, die er trug, ein Hemd und eine alte Hose — dies, alles in allem, war der Mann, der ihm gefährlich wurde. Er sah aus wie ein Mittelglied zwischen einem Boxer und einem Volksschullehrer.

Wie er nun den Mann und den Raum mit einem halben Blick betrachtete, da fiel ihm etwas auf —: auf der Tischplatte standen Gläser, Schalen, Dosen, Retorten, lauter Dinge, wie sie Chemiker benutzen. Es stand ein Glashafen mit Fröschen da, Glashafen, in denen Körperorgane verwahrt waren, wie Herzen, Lungen, Nieren, der Kehlkopf eines Menschen, ein Gehirn und ähnliche Dinge, aus der Anatomie geholt, und mitten in diesem wissenschaftlichen Wirrwarr — das war es, was ihm auffiel — standen einige Flaschen mit bekannten Etiketten, die drei Sterne auf dunklem Grund aufwiesen. Es waren Whiskyflaschen, geleerte Whiskyflaschen, und ein Seidel, in dem sich noch ein abgestandener Rest befand. Aus diesem Seidel hatte Bransen getrunken, um sich drei Tage lang wach zu halten. Brée war der Meinung, der Mann habe eben eine Entdeckung gemacht, jetzt sah er aber klarer: was der Mann triumphierend ausgerufen hatte, war das Gestammel eines Betrunknen gewesen! Ja, Bransen war plötzlich vollkommen betrunken; er hing über die Lehne seines Stuhls, und seine Augen schwammen, er konnte nor Betrunknenheit weder schlucken noch atmen.

Oh, Nester hatte Recht, das mußte man schon sagen!

Wenige Sekunden später rollte sich in Brées Gehirn eine durchaus logische Gedankenkette ab, und er sah, wie Bransen ihn anstarrte und sich vergeblich mit der Frage beschäftigte, wer dieser Grad wohl sei und wie er hier hereingekommen war, da kam er ihm zu Hilfe.

Brée rückte näher an ihn heran. „Ich bin Baron Brée,“ begann er. „Frau Nester schickt mich zu Ihnen.“

Bransen gab sich die größte Mühe, zu verstehen. „Baron Brée?“ Seine Zunge ging schwer und stolperte über die Buchstaben.

Der Baron nickte.

„Ich bin Christian Bransen,“ sollte jetzt der Mann und brach in ein wohlwollendes, unreines, ganz unmotiviertes Lachen aus. „Ja, derselbe, er die Eiweiß- und Glykogenverbindung gefunden hat! Oh, Sie glauben nicht daran?“ Wieder jenes ungeschickte Lachen. „Mein Wort, Sie werden noch von mir hören, Nester, mancherlei von mir hören! Die Welt wird ...“ Er brach ab, seine Stirn legte sich in Falten. Hilflos suchte sein Blick nach dem Wort Nester. Hatte nicht eben jemand Nester gesagt? „Sagten Sie „Nester“, guter Mann?“

„Gewiß. Ich bin ein Bote Nesters.“

„Ah, Sie sind — Das ist freilich etwas anderes! Baron Brée, nicht wahr? Wollen Sie mir gratulieren? Will mir Nester gratulieren?“

„Ich gratuliere Ihnen gern, Herr Bransen! Sie haben glücklich Nesters Fest vergessen!“

Bransen versuchte, sich aufzurichten; es gelang ihm halb. Er schloß die Augen, ernstlich bemüht, sich zu konzentrieren, eine Sekunde nur zu konzentrieren. Da erfaßte er es, und, mit der Hand auf den Tisch schlagend, daß es frachte, brach er abermals in ein tiefes, grollendes Gelächter aus. „Aber, Mensch, das ist ja Unsinn! Nesters Fest ist Samstag, und heute haben wir Donnerstag, wenn Sie nichts dagegen haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Filmdiva.

Von Th. W. Ottens.

Eine schlanke, tief verschleierte, silbergrau gekleidete Dame betritt die Vorhalle des modernen Kinos. Vorberbäume rahmen die Glasportale, eine Girlande windet sich um das lebensgroße Antlitz des berühmten Filmsterns, der Abend für Abend die Menge begeistert. Riesengroße Leutern in schreienden Farben prangen unter dem gerahmten Bilde: „Die Herrin der Berge.“ —

Vor dem eben geöffneten Rassenraume drängt stoßend und scheltend ein buntes Publikum. Die Dame läßt sich von der wogenden Menschenmenge erfassen und taucht inmitten des Gedränges wieder auf, Schulter an Schulter von halbwüchsigen Knaben und blaffen, schwindsüchtig aussehenden Näherinnen. Ringsum Gesichter, jung und alt, intelligent und stupide, in diesen Minuten das Spiegelbild wartender, ungeduldiger Wünsche.

„Die Carry spielt,“ flüstert ein schwächlicher Bassist, und „ach, die göttliche Carry!“ echot ein ebensolcher. Der Name der Filmgröße läuft durch die Reihen. „Die Carry soll nur in Samt und Seide gehen, so unzermessliche Reichtümer besitzt sie.“ Die Damenmädels wissen das. „Wer doch so viele Männerherzen erobern dürfte und so gefeiert würde!“ Die ganze Stimme kommt aus dem Munde eines vergränten früh verblühten Mädchens. Und dann: „Die große Carry wird so hochmütig sein wie eine Prinzessin.“ Mutterseelen unähnlich. „Das ist mitunter so, wenn man eine Waisfrau zur Mutter hat und sich nach oben durchgeliebt hat. Jeder kann's nicht.“

Die Dame in Grau öffnet den Mund zu einer Erwiderung, aber sie schweigt. Zwei Herren mittleren Alters, distinguert ausschauend, schlagen ein anderes Thema an: „Interessant wäre mir eine Seelenanalyse solch einer Diva. Die Carry ist immer noch ein Rassenweib, das läßt sich nicht leugnen. Unter Tausenden herauszuspielen. Alles an ihr vibriert. Wie marant ihre Züge sind!“ — „Gewiß. Aber auch wohl bald erledigt. Wie lange spielt sie schon! Und wie lange hat sie dazwischen pausiert! Wer weiß, warum! Man ist nicht umsonst so temperamentvoll. Na, halb hilft auch die Schminke nicht mehr.“ — „Ja, da beginnt dann die Tragikomödie des Lebens.“

Fester zieht eine leicht gitternde Hand den Schleier über das unbewegte Antlitz. Ein zarter Hauch feinsten Parfüms umweht die zwei Herren. Die wenden sich um. Die Dame in Grau hält den Kopf tief gesenkt.

Endlich steht sie vor der Kassiererin, fordert eine Karte und wirft einen Schein auf das Brett. Dann steigt sie ein paar Stufen empor, geht schnell an den Türhüterinnen vorüber und betritt den Innenraum des Theaters.

Sie steht eine Weile verloren an der lahlen Wand und läßt die Menge vorüberströmen. Ein seltsam kältenbes Gefühl umspannt ihr Herz. Das Publikum lacht, schwacht und ist. Sie faltet. Sie sucht ihren Platz hinten im Saale, in einer Loge.

Trübes Licht leuchtet hoch oben an der Decke. An den Wänden brennen rote Notlampen. Jetzt flammen andere Lichter auf.

In der Loge sitzt bereits ein sechzehnjähriges Mädchen mit naivem Gesichtchen und Augen, die nicht mehr in dieses Gesichtchen passen. Das Mädchen mußert die Fremde neugierig. Die Dame wagt nicht, den Schleier zurückzuschlagen. Eine grenzenlose Traurigkeit schleicht durch ihre Brust. So steht die Welt aus, an die sie ihr Höchstes und Bestes gewagt, so dumpf — so häßlich!

Es ist nicht gut gelüftet in dem Raum, den ein Duftgemisch von Schokolade, Apfelsinen und Rauch durchweht. Wer kümmert sich um die Plakate: „Rauchen verboten?“ Wenn man schon bezahlt hat, will man sich's bequem machen.

Die Kleine in der Loge schlägt einen abgegriffenen Stützenroman auf und beginnt zu blättern. Plötzlich drängt sich der Dame, die unbeweglich neben der Lesenden sitzt, ein Zusammenhang auf zwischen diesem Buche und der Leinwand da vorn. Hier und dort ein Spiel um Menschenseelen, eine Verantwortung, die jene brüden muß, die Buch und Film verfassen und — spielen. Wie quälvoll das drückt! Seine Fäden zerren das Herz wund. „Nerven“ fassen die Ärzte topfschüttelnd.

Das Mädchen schreit, ein unschöner, aus unzeitiger Freude geborener Laut.

Dann verlöscht das Licht. Die Kapelle der Musiker, dem Auge unsichtbar, spielt gelangweilt irgendeinen müden Marsch. Auf der Leinwand erscheinen schwarze Namen. Das Publikum ist noch ein wenig unruhig. Jetzt leuchtet der Name „Carry“ in großen Lettern an der Wand und gräbt sich in viel hundert Herzen und Hirne.

Die Dame hat den verhüllenden Schleier zurückgeschlagen, da das Mädchen zur Rechten wie gebannt auf die Leinwand schaut, nun wieder ganz Raubtät. Der Film beginnt. Jeder der Mitwirkenden präsentiert sich sekundenlang der Menge. Die Carry lächelt ihr betörendes Lächeln in den dunklen Saal hinein. Irrendwo ein spontanes Händeklatschen. Das schöne Frauenantlitz neigt sich und verschwindet. Die Handlung setzt ein. Die Carry und immer wieder die Carry bewegt sich da droben. Eine bezente, künstlerische Geigenführung begleitet alle Grazie und Vornehmheit des anmutigen Weibes. Berge wachsen als Hintergrund, Täler dehnen sich, das schöne Weib überstrahlt Eigenrie und Darstellung. Herrin der Menschen! Welch beneidenswertes Los!

Die Dame in Grau seufzt leise und schmerzlich. Nun lächelt die Carry hinunter in die Dunkelheit, geradewegs in die Loge hinein. Die Dame in Grau lächelt auch, fasziniert, bezwungen. Im Publikum ein Lachen. An der verkehrtesten Stelle natürlich. Die Carry spielt um die Liebe. Sie spielt verblüffend schön und dämonisch, dann wieder kindlich, rührend, zart, immer aber interessant und ergreifend, lebenswahr.

Im dunklen Saale ein ersticktes Schluchzen, Taschentücher und verknäuelte Hände. Die Dame in der Loge sitzt steil aufgerichtet und starrt mit großen Augen auf die Leinwand. Sie sucht die Seele der Filmdiva. Sekunden kommen, in denen das Herz brennt vor Scham und Neue. Dieses Spiel ist allerdings kein Wetzung. Das Ende des Konfliktes predigt anerkannte Moral. Aber es wird alles nur um den Mammon getan.

Blissvolle Erinnerungen an behütete Kindheit und reine Jugend tauchen auf und nieder.

Das Mädchen nebenan weint fast. Die Dame in Grau erschrickt. So groß ist die Kunst, so erschütternd? Das weinende Mädchen wird zum Erlebnis. Eine Freudenwelle läuft über den gepflegten Körper. Die Carry stirbt in Schönheit und Tragik.

Nicht flamm auf. Blissvoll gleitet der Schleier über ein schönes, interessantes, unbewegtes Antlitz.

Die Menge flacht. Das Mädchen fährt sich über die Augen. Es rührt fleißig die Hände, dann wendet es sich der Fremden zu. Alle Scheu ist verwischt.

Wie glücklich ist die da oben gewesen! Die Dame hat in diesen Augenblicken das Kind beinahe lieb. Langsam kommt ihre Antwort: „Glücklich sind die, denen das geschaut Spiel noch wahres Erlebnis bedeutet.“

Die klangvolle Stimme verhallt, die Fremde ist gegangen. Das Mädchen schüttelt verwundert den Kopf. Wie kann man gehen, wenn der lustige Teil des Programms beginnt?

Draußen steht die Fremde in klarer, kühler Luft und atmet tief. Ein Erlebnis eigenen, vergangenen Lebens zog vorüber. Wie eine Mahnung...

Dann schreitet die Carry lächelnd und grazios in den Abend hinein.

Bürgermeister-Hilfsdörchen.

In der englischen Stadt Worcester fand 1884 ein großes Musikfest statt. Der Bürgermeister der Stadt beabsichtigte allen, die sich um das Fest verdient gemacht hatten, auf dem Rathaus ein solennes Frühstück zu geben und lud zu diesem Zweck auch die Komponisten ein, von denen Werke zur Aufführung kommen sollten. Er ließ Einladungskarten schreiben für die Herren Cherubini, Mozart, Schubert, Gounod, Beethoven, Bach, Durast, Spohr usw. Als man dem Bürgermeister die unheimliche Nachricht brachte, daß die meisten dieser Komponisten schon längst tot seien, äußerte er, daß es sich dann der paar Ueberlebenden wegen der Mühe nicht mehr lohne. Und so kam es, daß die Komponisten bei dem Frühstück draußen verblieben.

In einem württembergischen Schwarzwalddörfchen gibt es lustige Geseßtafeln. In einem Winkel der Ladengasse steht: „Hier ist es bloß den Hunden erlaubt. Der Bürgermeister.“ — Am Ende einer schönen Allee lautet das Verbot: „Das Verlassen der Allee ist untersagt. Der Bürgermeister.“ — An dem steilen Saubuckelweg steht: „Auf diesem Wege ist das Reiten, Fahren und Vetteilen im Trabe und erst recht im Galopp verboten. Der Bürgermeister.“

Ein amerikanischer Besucher spielte in einem englischen Badeorte im vornehmsten Klub der Stadt Tennis. Nach Beendigung der Partie bat er, da er telefonieren mußte, einen in der Nähe stehenden würdigen Herrn, doch so lange auf seine Sachen — Schläger, Bälle, Mantel — acht zu geben. „Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, junger Mann, daß ich der Bürgermeister dieser Stadt bin!“ erwiderte der würdige, alte Herr. „Wacht nichts,“ meinte der Amerikaner mit unerschütterlicher Ruhe, „ich will Ihnen die Sachen trotzdem anvertrauen.“

Zu Wilhelm Schäfer 60. Geburtstag. Der Dichter der „Anecdoten“ und biographischer Romane, Wilhelm Schäfer, ist am 20. Januar 1868 in Ottrau im hessischen Kreise Riegenhain geboren und bei Düsseldorf am Rhein aufgewachsen. In den Jahren 1888 bis 1895 wirkte er als Lehrer in Bohnwinkel und Elberfeld. Anregung zu dichterischem Schaffen gaben ihm, wie er selbst erzählt, die Bauerngeschichten Björnsons. Er schrieb selbst schon einen Band Geschichten, der nach dem Verbot eines Dramas „Ein Totschläger“ die Beachtung eines Verlegers fand und 1894 unter dem Titel „Mannsleut“ erschien. Richard Dehmel nahm sich des Buches und seines Verfassers an. Aber es dauerte noch ein Jahrzehnt, ehe Schäfer nach mancherlei Versuchen auf dramatischem und epischem Gebiet durch den klassischen rheinischen Erzähler Johann Peter Hebel dahin geführt wurde, seine eigene Form zu finden: die Anecdote. Sie ist bei Schäfer nicht das, was man für gewöhnlich darunter versteht, sondern vielmehr eine bestimmte Art kurzer Novelle und damit immer „auf beschreibende Weise ein Bruchteil unserer Geschichte“. Nach den Anecdoten folgten die „Rheinlagen“ und dann die größeren Erzählungen „Die Witzgeschichten“ (1909), „Die Halsbandgeschichte“ (1910) und „Die unterbrochene Rheinfahrt“ (1913). In dem Wunsche, „statt der anecdotischen Nebenfigur ein Sinnbild der Weltgeschichte, das heißt des ringenden Menschengeschehes in ihr zu finden“, schrieb Schäfer den Roman „Eine Chronik der Leidenschaft“ (1912), die tagebuchartig den Lebensgang des Malers und Malierers Stauffer-Wern gestaltet, und den Westalpenroman „Der Lebenstag eines Menschenfreundes“ (1915) — und dies sind gewiß bisher die beiden gelungensten Dichtungen Schäfers. Denn in allem, was folgte, überwand entweder die allzu kunstreiche Manier seiner epischen Sprache oder das Ethos dieses tiefsten Mannes, der mit seinen Worten Dienst an seinem Volke leisten will. Epische Werte sind es, die namentlich seine „Dreizehn Bücher der deutschen Seele“ (1922) auszeichnen, ein Werk, das die Schicksale der deutschen Volksseele in rhytmischer Prosa gestaltet. Und auch seinen letzten großen Roman „Gulbreich Zwingli“ wird man vor allem wegen der sittlichen Qualitäten schätzen. Jedenfalls aber ist Schäfer unter den Lebenden ein Dichter im hohen Wortsinne: „Nicht das Chaos zu ordnen, das ohne ihn da ist, sondern den Kampf um die Ordnung zu führen, ist seines Amtes.“